900 Kilometer Sehnsucht

Jahrelang fuhr ich zwölf Stunden Bahn, um in Dänemark in eine Umarmung zu sinken. Ich liebte ihn, und ich liebte die Fahrten. Aber nur eine der beiden Beziehungen sollte das verflixte siebte Jahr überstehen.

Von Lea Ernst, ZEIT Magazin, 23.12.2025

Als die Schaffnerin das Wasser in den teuren Glasflaschen verteilt, nicht das Notfallwasser im Tetrapak, nicht die kleinen PET-Fläschchen, nein, Glas! – da weiß ich, und da weiß auch die Schaffnerin: Jemand hat so richtig verkackt.

Zwei Uhr morgens. Ich liege auf dem muffigen ICE-Teppich unter der Gepäckablage und drehe mich im kalten Licht, in der Hoffnung, ohne Nackenstarre aufzuwachen. Über mir ein Dach aus Trolleys und Rucksäcken. Der Geschäftsmann gegenüber hat den Kopf aufs Jackett gelegt und zockt *Farmville.*

Unser Zug war so verspätet, die Durchsagen und Gleiswechsel so chaotisch, dass wir es nicht mehr über die Schweizer Grenze geschafft haben. Gleich mehrere ICEs sind gestrandet, Unterkünfte und Taxis restlos ausgebucht. Nichts geht mehr. Deshalb liege ich im »Hotelzug«, wie die Schaffnerin ihn feierlich genannt hat. Und stelle mir genau hier auf dem Teppich die älteste Frage jeder großen Liebesgeschichte: Ist es das wirklich noch wert?

Sieben Jahre lang führte ich eine Fernbeziehung. In Zürich stieg ich voller Vorfreude ein, einen dampfenden Becher Kaffee in der Hand. In Dänemark stieg ich aus, um im Laternenlicht des Bahnsteigs in eine Umarmung zu sinken. Dazwischen lagen zwölf Stunden oder knapp 900 Kilometer Deutsche Bahn.

Wie jede intensive Liebe durchliefen sowohl meine Fernbeziehung als auch meine Beziehung zur Deutschen Bahn die fünf klassischen Phasen:

1. Verliebtheit, 2. Bindung, 3. Krise, 4. Entscheidung, 5. Neubeginn.

Nur eine der beiden Beziehungen sollte das verflixte siebte Jahr überstehen.

1. Frisch verliebt

Es fing in einer Bar in Kopenhagen an. Austauschsemester. Laut und spät, ich wollte gerade nach Hause, da sah ich ihn: Wunderschöne Locken, er stand bei Freunden und lachte so herzlich, dass ich unvermittelt stehen blieb.

Wie spricht man jemanden an? Ich ging hin, und mein Gehirn entschied sich für *»Hi, you look nice«*. Dua Lipa dröhnte, wir tanzten ausgelassen und versuchten, die Brücke rückwärts zu machen. Bevor ich ging, tippte er meine Nummer in sein altes Nokia.

Das erste Date in einer Kneipe. Wir nippten verlegen am Bier, dann schlenderten wir durch die Straßen und sangen Lieblingslieder aus der Jugend.
Wir trafen uns häufiger. Pflückten Holunder, buken Pancakes um Mitternacht, schrieben uns immer längere Nachrichten. Übermüdete Tage, hellwach. So viele Gesichter, und dann dieses eine, das alles aus dem Kopf verdrängt. Lange Nächte, in denen wir es uns schließlich zu sagen wagten, das Schöne, das Beängstigende.

Als das Semester vorbei war und ich zurück nach Hause musste, war uns beiden klar: Das musste weitergehen. Die Frage war nur: wo?
In der Schweiz war alles schön getaktet, in Dänemark schien das Leben leichter. Wir konnten uns nicht für ein Land entscheiden, also entschieden wir uns für zwei. Und fingen an, was heute Millionen Menschen tun: wegen Studium, Karriere, Online-Dating, Familienverpflichtungen oder schlicht aus Lust auf Abwechslung zwischen Städten und Ländern pendeln. Purer Wahnsinn, eine Liebe von der Deutschen Bahn abhängig zu machen, sagten meine Freundinnen und Freunde. Dem Unternehmen, das nach der Wende ein Versprechen war für Deutschland. Für Fortschritt. Vernetzung. Verlässlichkeit. Natürlich kannte ich die Geschichten, die man sich in der Schweiz schaudernd erzählt. Aber ich wollte nicht hören.

Die ersten Fahrten in den Norden fühlten sich aufregend an. Jedes Detail faszinierte. Das Sitzmuster! Blass flimmernde Pixel auf nachtblauem Grund. Die Orchideen auf der Toilette! Ein Hauch gezügelte Leidenschaft auf Spiegelfolie.

Diese Deutschen um mich herum! Ich setzte meine Kopfhörer ab, um ihnen zuzuhören. Sie sprachen so klar und bestimmt, wie wir Schweizerinnen es uns nur erträumen können.
Und spätestens wenn der ICE durch Frühlingsfelder rauschte, sich das Schwarzwaldvorland zur Rheinebene öffnete, wenn sich nach der Schweizer Enge dieses riesige Land vor mir auftat und schon bald die Skyline »Mainhattans« hinter dem Fenster aufragte, wurde mir klar:
Das hier fühlt sich irgendwie anders an. Groß. Mächtig. Wichtig.

2. Bindung

Wir pendelten uns ein. Eine Woche Dänemark, das erste Abendessen mit Familienalben bei seinen Eltern. Sein erster Besuch in der Schweiz, der erste ungeschminkte Kater-Sonntag auf meiner Couch.
Zum ersten Mal Apfelschnitze schneiden, wenn der andere krank ist. Das erste Mal wütend sein, weil sich der andere zu wenig meldet. Das erste Mal merken, wie der andere immer mehr zum Menschen wird, dem man als Erstem erzählen will, was man denkt.
Alles fiel leicht mit ihm, der mit allen ins Gespräch kommt, der für dieselben Lieder und Leute brennt und dieselben waghalsigen Launen hat.
Manche Beziehungen leben vom Alltag. Andere von der Pause dazwischen. Vom Warten, von der Vorfreude, vom Loslassen und Wiederfinden.
Gleichzeitig wurde der Waggon immer mehr zum Wohnzimmer. In Socken zum Bordbistro schlurfen und am Stehtisch Chili con Carne löffeln. Daneben meist ein Typ mit großem Bier, der Sachen sagt wie: »Wenn man schon nicht pünktlich ankommt, dann wenigstens satt, ne?«
Das Deutschland, das jeweils im Sommer am Fenster vorbeizog, war ganz mild. Mähdrescher ratterten durch reifes Korn. Aus den Planschbecken winkten Kinder, und über den Schrebergärten stieg Grillrauch auf. Im Waggon roch es nach Deo, Fuß und Filterkaffee.
An dieser Stelle: Entschuldigung für die verklärende Zugromantik. Schuld sind meine Eltern. Sie lernten sich in der Transsibirischen Eisenbahn kennen, damals. Herber Tee, jede Fahrt dauerte Tage. Mit diesen Geschichten bin ich aufgewachsen. Dabei war es schon damals laut und eng, sagen sie.
In sieben Jahren saß ich zusammengezählt viereinhalb Monate im ICE. Im Schnitt fuhr ich ein- bis zweimal pro Monat in den

Norden. Er kam seltener in die Schweiz, blieb dafür länger. Bewegung wurde zu unserer neuen Stabilität. Wir reisten, arbeiteten und liebten zwischen den Ländern. Und vergaßen dabei fast die Distanz.
Aufs Flugzeug wichen wir nur wenige Male aus. An das erholte Ankommen wollten wir uns lieber nicht gewöhnen: zu teuer, zu wenig nachhaltig. Und weil es sich nirgends so gut arbeiten lässt wie im Zug. Immer häufiger führte ich Telefonate oder Interviews direkt aus den blauen Sesseln meines neuen Wohnzimmers.
Am Feierabend schaute ich zu, wie die Deutschen ihre Outlook-Kalender schlossen. Wer sind sie, wenn sie sich in den Sesseln zurücklehnen, so öffentlich, so privat? Schauen sie Schnulzen oder Fantasy, essen sie Stulle oder Studentenfutter? Seufzen oder lächeln sie, wenn die Sitznachbarin aufs Klo muss?
Bei mir war es meist ein zu eilig geschmiertes Käsebrot plus *Gilmore Girls*.

Diese Deutschen. So ähnlich, doch so anders. Der etwas laute Sitznachbar, der sich nicht scheut, seine Sitzplatzreservierung einzufordern. Der ohne Zögern sagt, wenn es ihn stört, dass ich neben ihm telefoniere. Der durch Situationen prescht, an die ich mich herantaste. Oft dachte ich: So direkt zu sein, hat etwas Befreiendes.
Hier im ICE ist gemeint, was gesagt wird. Das reicht bis in die Wortebene. Sind meine liebsten Schweizer Ausdrücke verspielt (Chröömle gah für eine Kleinigkeit kaufen, spienzle für verstohlen beobachten, töibele für kindliches Aufbegehren), sind die Worte hier so schnörkellos wie deutsche Autobahnen: abfrühstücken. In die Tüte gesprochen. Arsch auf Eimer. Manchmal auf diesen Zugreisen fragte ich mich auch, wie viel Distanz Nähe braucht.
Fernbeziehungen sind im Schnitt anstrengender. Trotzdem ist ihre Qualität leicht höher, zeigen Studien. Treffen sind wertvoller, das Herzklopfen bleibt länger haltbar, wie in einer Tupperdose. Und natürlich erlebt man oft nur die Sonntagsversion einer Person. Sie schnarcht, braucht unfassbar lange beim Einkaufen oder lässt ihre Socken überall rumliegen? Egal, bevor es wirklich nervt, sitzt man bereits wieder im Zug.

3. Krise

Die Zeit rollte. Wir entdeckten viel von der Welt und waren fest mit Familie und Freunden des anderen verwachsen. Öffneten den Adventskalender seiner Mutter, feierten den Geburtstag meines Vaters in Italien.

Wenn wir uns nach Wochen des Wartens endlich wiedersahen, wollten wir die Zeit genießen. Also sprachen wir nicht darüber, dass uns das gemeinsame Kochen nicht mehr so viel Spaß machte, weil unsere Kochstile kollidierten, chaotisch im Gegensatz zu penibel. Ignorierten, wie lange wir schon nicht mehr ausgelassen getanzt hatten. Kehrten unter den Teppich, dass wir immer mehr in unseren jeweiligen getrennten Leben verschwanden, mit anderen Menschen.

Fürs Telefonieren waren wir nach der Arbeit immer häufiger zu müde. Aus unseren langen Nachrichten wurden zynische Witze. Kam ich nach Abenden bei Freunden nach Hause, fühlte sich meine Wohnung leer an, auch wenn ich mir das nie eingestanden hätte. Lag ich dann müde tippend im Bett, hatte ich manchmal das Gefühl, wir existierten nur noch als digitale Buchstaben, die warme Haut des anderen war weit weg.

Ich hatte zwei Zuhause. Und somit doppelten Alltagsstress. Kam ich an, erwartete mich bereits eine lange Liste von Menschen, die ich sehen, und Dingen, die ich erledigen wollte. Beschleunigung sei das Grundgefühl der Moderne, sagt Soziologe Hartmut Rosa. Wir leben immer schneller – und verlieren dabei genau das, was uns eigentlich trägt. Menschen, Zeit, uns selbst.
Die Zugfahrten zermürbten mich.

Da waren diese Tage. An denen ich meine Kopfhörer zu Hause hatte liegen lassen. An denen draußen nichts zu sehen war als weiße Suppe und die Stunden zerflossen wie Dalí-Uhren. An denen es keine Seife auf dem Klo gab, ich eine Blasenentzündung hatte und heulend unter den Orchideen kauerte.
Oder solche, an denen mich mein Sitznachbar besonders schroff anpampte, bestialisch nach Schweiß stank oder, schlimmer, sich nach zehn Stunden Fahrt unterhalten wollte. Meine Beine so taub wurden, dass ich den Zug einmal runterstakste, Abteil nach Abteil, ein endloser Strom

flirrender Pixel und gaffender Fratzen, wie in einem dieser Träume, in denen man irgendwohin will und nie ankommt. Gefangen in einem rüttelnden, schwankenden Käfig.
Und dann konnte es sein, dass der Zug plötzlich langsamer wurde. Ruckelnd zum Stillstand kam. Nervöse Blicke zum Fenster, zu den fahlen Lichtern einsamer Bahnhöfe.
Kollektives Kopfhörer-Absetzen. In ängstlicher Erwartung dessen, was in wenigen Sekunden durch die Lautsprecher schallen wird:
Türstörung. Bauarbeiten. Oberleitungsstörung. Laub auf den Schienen. Schnee auf den Gleisen. Oder ein einfaches, unmissverständliches: »Sehr geehrte Fahrgäste, aufgrund einer Kuppelstörung – zwei Züge wollen nicht zusammenfinden – verzögert sich unsere Weiterfahrt.«

Jeder zweite Fernzug ist in Deutschland verspätet.
Ich hatte es nicht wahrhaben wollen. Dachte, wir seien so ähnlich. Das dichteste Schienennetz Europas, so wenig dahinter. Bis zu sechs Minuten zu spät definiert die Deutsche Bahn sogar noch als pünktlich. So vernetzt, so brüchig.

An diesen Tagen dachte ich sehnsüchtig an die Schweiz. An die höfliche Stille im Zug. Die Wanderrucksäckli auf Knien. Das zaghafte »Grüezi« vor dem Hinsetzen. Verflixtes kosmopolitisches Abenteuer, das mich so weit fortgelockt hatte, von Zürich bis nach Nörten-Hardenberg, oder in welchem Kaff der ICE auch immer gestrandet war.

Wir hatten immer daran festgehalten, einmal ein gemeinsames Leben zu führen. Doch all die Jahre taten wir es nicht. Unsere Jobs, klar. Aber waren es nicht auch die Unterschiede, anfangs faszinierend, später schmerzhaft deutlich?

Einer hatte nahezu endlos Energie, einer suchte immer wieder Ruhe. Einer regelte Konflikte mit Logik, einer mit Emotion. Einer war ordentlich und einer sehr viel weniger ordentlich. Einer wollte Kinder, einer nicht. Verstellen mussten wir uns irgendwann beide.
Ständig waren wir in Bewegung, und standen trotzdem still.

Plötzlich wurde die Frage existenziell, die uns oft gestellt worden war und die wir nie ernst genommen hatten: »Und, wie geht es bei euch weiter?«

4. Entscheidung

Kurz vor Weihnachten waren die Gepäckablagen immer brechend voll. Kinder rannten durch die Gänge, es roch nach Mandarinen, zwischen Schals und Winterjacken wurde die Heizungsluft stickig warm. Aus den Rucksäcken lugten Geschenke für Menschen, die man schon wieder viel zu lange nicht gesehen hatte. Obwohl man dieses Jahr alles anders machen wollte.

Je nördlicher der ICE kam, desto glatter wurde das Land, alle Hügel wie aus der Landschaft gebügelt. Unterwegs wechselte der Zug jeweils die Fahrtrichtung. Erst schaute man nach vorne, dann zurück. Wie oft musste ich lachen über furztrockene Durchsagen der Schaffnerinnen, manchmal habe ich in einer erzwungenen Wartepause in irgendeinem Kaff ein Schlösschen oder eine urige Kneipe entdeckt, als ich stundenlang auf einen Anschlusszug warten musste. Und manchmal war man ja sogar pünktlich.

In Beziehungen hat man irgendwann diesen Koffer. Prall gefüllt mit seltsam akribischen Informationen über einen Menschen und mit Erinnerungen: Spaziergänge durch Herbstwälder, Kopfsprünge in den Fjord, unbändige Freude beim Singen und Klavierspielen. Für einen Augenblick darf man die Welt aus den Augen eines anderen sehen. Und etwas davon bleibt haften. Doch schließlich ein Urlaub mit wenig Nähe und vielen Tränen, der uns zwang, zu sehen, wie viel sich verändert hatte. Wo stellt man diesen Koffer hin, wenn man sich trennt? Keller wäre schade. Im Wohnzimmer stolpert man darüber.

»Don't disappear«, sagte er, bevor wir uns ein letztes Mal umarmten. Denn der absurdeste Aspekt einer Fernbeziehung kommt dann, wenn alles vorbei ist: der Gedanke, dass man sich vielleicht nie wiedersieht. Kein zufälliges Treffen beim Bäcker, kein holpriger Small Talk beim Grillen mit gemeinsamen Freunden. Auf einen Schlag fällt das Parallelleben weg, das man sich jahrelang aufgebaut hat. Mein Lieblingscafé in Dänemark, die Wohnung voller Instrumente, die Terrasse seiner Eltern. Ein Phantomschmerz im Alltag, scharf und unvermittelt.

5. Neubeginn

Grelles Licht. Laute Stimmen. Ich schrecke auf, der Nacken steif. Uniformierte Männer poltern durch die Gänge. Der »Hotelzug« blockiere die Gleise, alle aussteigen. Der Geschäftsmann in der Gepäckablage gegenüber und ich packen verschlafen unsere Sachen, dann stehe ich wieder auf dem Bahnsteig. Auf dieser letzten Heimfahrt.

Halb vier morgens. Ein Bus karrt uns an die Schweizer Grenze. Neben mir eine Frau mit zwei kleinen Kindern. Sie spricht kaum Deutsch und fragt *»Zurich?«,* als wir an der Grenze aussteigen müssen. Ich schüttle den Kopf. Auch wenn ich nicht müde wäre bis ins Mark, wüsste ich nicht, wie ich ihr all das hier erklären sollte. Geschweige denn, was als Nächstes passiert.

An der Schweizer Grenze spricht der Busfahrer endlich das erlösende Wort: Sammeltaxi.
Wir steigen ein letztes Mal ein. Niemand redet, als wir die Grenze passieren. Draußen ziehen Hügel vorbei. Schwer zu sagen, wo wir gerade sind. Ich sollte erleichtert sein, stattdessen meldet sich Widerwillen. Zürich. Diese auf Hochglanz polierte Stadt. Im Seitenspiegel: ich, allein. Zerzaust, in Jogginghosen und mit Mundgeruch.

Jeden Tag sitzen mehr als 7 Millionen Menschen in den Zügen der Deutschen Bahn. Menschen mit Scheißjobs, Liebeskummer, Schlafmangel, zu pflegenden Angehörigen oder Periodenkrämpfen. Und dafür, das muss man echt mal sagen, ist der Prozentsatz austickender Leute beeindruckend gering.

Im »Hotelzug« waren:
Eine Frau, die mir ihre Jacke als Decke anbot.
Ein Großvater, der seinem Enkel immer wieder geduldig erklärte, weshalb die Leute nicht mit ihm Fangen spielen, und eine Gruppe Jugendlicher beim *Uno*-Spielen im Handylicht.

Ganz ehrlich: Es ist mir ein Rätsel, warum nicht mehr Leute rumbrüllen. Aber wenn jeder Plan zusammenbricht, werden die meisten ganz sanft.

Vielleicht ist das der Grund, wieso ich die Bahn liebe. Weil sie mich, trotz allem Ruckeln, mit der Welt verbunden hält. Dieser Welt, die so glatt und isoliert geworden ist, verdammt. Hier antwortet sie noch.

Manchmal denke ich an den Anfang zu rück, und es macht mir Angst, wie weit ich mich entfernt habe. Es ist lange her, dass ich mich auf ein Gespräch mit der Sitznachbarin eingelassen habe. Fahrt für Fahrt habe ich etwas mehr aufgehört, das Potenzial in den Menschen um mich herum zu sehen.

Bezahlt man für jedes Lebensjahr mit Neugierde?
Ich bin doch noch gar nicht alt, Anfang dreißig.
Vielleicht fängt es genau so an.

Ich bin dankbar, obwohl es mit uns nicht funktioniert hat. Heute will ich weniger gefallen, bin mir klarer darüber, was ich fühle, räume etwas häufiger auf und weiß, welche Art von Nähe ich brauche. Noch immer schneide ich Apfelschnitze, wenn Freundinnen zu Besuch sind. Spaziere durch Herbstwälder, dann denke ich an Dänemark, und kurz ist da Wehmut.

Die ersten Laternen Zürichs. Die Straßen leer bis auf ein paar Lieferwagen. Hier die ersten Hunde beim Gassigehen, da die letzten taumelnden Gestalten der Nacht. Eine Stadt bei der Morgenroutine. So roh habe ich sie lange nicht mehr gesehen. Und dann liege ich in meinem Bett, nach 23 Stunden unterwegs. Kein Zähneputzen mehr, nur noch einen Schluck aus der Glasflasche, ich habe sie mitgenommen. Ich freue mich aufs nächste Mal. Darauf, nicht zu wissen, was passiert. Auf den Mut, weiterzufahren. Zu Freundinnen und Freunden in Hamburg, Berlin. Und eines Tages hoffentlich auch wieder einmal nach Dänemark.

Dass man BahnCardPunkte sammeln kann, habe ich leider erst nach der Trennung gemerkt.